Nr. 256. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 23. Mai 1913

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Scherben.

Im ganzen Reich hat es einen äußerst ungünstigen Eindruck erwecken müssen, daß die Anträge der elsaß-lothringischen Regierung an den Bundesrat über die Einführung neuer preßgesetzlicher Bestimmungen und die Abänderung des Reichsvereinsgesetzes in Elsaß-Lothringen zuerst von deutschfeindlichen Pariser Blättern veröffentlicht werden konnten. Wer eigentlich für diesen skandalösen Vertrauensbruch verantwortlich gemacht werden muß, hat sich leider bisher noch nicht bestimmt feststellen lassen. In Elsaß-Lothringen behauptet man, daß der Schuldige in Berlin, also doch notwendig in den Kreisen der Bundesratsvertreter oder der Reichsbeamten zu suchen sei. Wir wissen nicht, ob es sich so verhält, aber wir sind allerdings der Ansicht, daß gegen den Schuldigen, wenn er gefunden werden sollte, mit voller Strenge vorgegangen werden müßte. In solchen Fällen, die sehr nahe an Hochverrat heranstreifen, darf es keine Bemäntelung geben. Und es wirkt immerhin etwas versöhnend, daß man in Elsaß-Lothringen allgemein von dem Schuldigen abzurücken sucht. Man hat offenbar auch dort das Gefühl, daß sich diejenigen Personen und Parteirichtungen unter allen Umständen ins Unrecht setzen würden, die eine innerdeutsche Angelegenheit vor das Forum eines ausländischen Staats zu tragen versuchen.

Es wäre trotzdem falsch, die Anträge der elsaß-lothringischen Regierung deshalb gutheißen zu wollen, weil sich ihre Gegner unwürdiger Mittel bedienten. Es stehen nur scheinbar belanglose Dinge in Frage. Man kommt auch nicht weiter, wenn man darauf verweist, daß es sich nur um eine deutsche Parallele zum Vorgehen der französischen Regierung gegen die irredentistische Presse in Nizza handle. Zunächst sei noch einmal daran erinnert, um was es sich in diesem Streit handelt. Die elsaß-lothringische Regierung will das deutsche Preßgesetz auch in Elsaß-Lothringen einführen, was wir natürlich billigen. Sie will aber zugleich das Recht haben, Druckschriften, die innerhalb des Reichs herausgegeben werden, die aber nicht in deutscher Sprache abgefaßt sind, verbieten zu können. Hier liegt zweifellos eine Ausnahmebestimmung vor. Die Regierung will weiter das Vereinsgesetz dahin abändern, daß Vereine auch aufgelöst werden können, wenn ihre Tätigkeit die öffentliche Sicherheit bedroht, oder wenn sie andere Zwecke als die durch die Satzungen bestimmten verfolgt. Auch durch solche Bestimmungen würde Elsaß-Lothringen schlechter gestellt werden als das übrige Reich.

Gewiß ist es nicht zutreffend, wenn der reichsländischen Regierung ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie sich an den Bundesrat gewandt habe, weil Elsaß-Lothringen autonom sei. Die Autonomie Elsaß-Lothringens wie jedes anderen deutschen Bundesstaates ist durch die Reichsverfassung beschränkt, und es versteht sich von selbst, daß jeder Bundesstaat sich zunächst an den Bundesrat zu wenden hätte, wenn er eine Abänderung eines Reichsgesetzes für erforderlich ansieht. Für eine Autonomie Elsaß-Lothringens, die es außerhalb des Rahmens des Reiches stellt, wird man sich im Reich mit aller Entschiedenheit bedanken. Aber der springende Punkt liegt eben darin, daß die reichsländische Regierung die bestehenden Reichsgesetze für ihre besonderen Zwecke und Bedürfnisse abändern möchte, und zwar in einer Weise, die den Ausnahmecharakter offen zur Schau trägt. Der Unterstaatssekretär Mandel, dessen Verdienste wir keinen Augenblick verkennen, ebenso wie der Staatssekretär Zorn v. Bulach mochten in der gestrigen Sitzung der zweiten reichsländischen Kammer für ihr Vorgehen noch so viele Opportunitätsgründe geltend machen, darüber, daß es sich um Ausnahmebestimmungen handelt, kamen sie nicht hinweg. Deshalb konnten sie auch auf die Kammer mit ihren Argumenten keinen Eindruck machen. Sie haben von der Kammer ein einstimmiges Mißtrauensvotum erhalten. So sehr wir ihren guten Willen in Rechnung zu ziehen geneigt sind, so müssen wir doch der Haltung der reichsländischen Kammer beipflichten.

Der Kammer, nicht den einzelnen Abgeordneten. Es ist widerwärtig, wenn eine Persönlichkeit wie der Abbé Wetterle, der in keine deutsche Volksversammlung gehört, damit drohen konnte, er werde seine bisherige hetzerische Tätigkeit statt in französischer künftig in deutscher Sprache fortsetzen, und daß er von der gestrigen Sitzung sagte, er feiere ein „Jubelfest". So ist es ganz gewiß nicht gemeint, wenn man sich zuletzt doch dahin entscheiden muß, das Vorgehen der elsaß-lothringischen Regierung für unglücklich und für einen Schlag ins Wasser zu erklären. Gerade die reichsländischen Nationalisten nach Art der Wetterle und Blumenthal sind es, die das Aussöhnungswerk immer wieder erschweren. Nur daß die überwiegende Mehrheit der reichsländischen Bevölkerung gegen solche Elemente selbst schon den Trennungsstrich gezogen hat. Gerade weil wir ihnen keinen Erfolg, kein „Jubelfest" gönnen, lehnen wir auch das Mittel einer Ausnahmegesetzgebung ab.

Noch weiß man nicht einmal, ob die dem Bundesrat unterbreiteten reichsländischen Vorlagen überhaupt an den Reichstag kommen werden. Vielleicht schafft ihnen schon der Bundesrat ein stilles Begräbnis. Sonst müßte allerdings der Reichstag die Rolle des Totengräbers übernehmen. Es wäre nutzlose Kraftverschwendung, wollte es die Bethmannsche Regierung auf einen ernstlichen Versuch ankommen lassen. Sie käme auch selbst in eine unangenehme Situation, da sie wenigstens indirekt eingestehen müßte, mit der reichsländischen Verfassung einen groben Fehler gemacht zu haben. Dazu fehlt es an einem zwingenden Grunde. Und wenn heute noch immer wie vor zwanzig Jahren und länger der Zidzackkurs sich einer unbegründeten Beliebtheit zu erfreuen scheint, wenn man sich heute anschickt, ein kaum unter Dach gebrachtes Werk wieder in Scherben schlagen zu wollen, so haben die deutschen Volksvertreter das volle Recht, zu erklären, genau wie seinerzeit bei der Zuchthausvorlage: Wir machen nicht mit! Ohne Vertrauen zu den Grundsätzen der politischen Gerechtigkeit geht es nun einmal im heutigen Staat nicht. Damit wird man, langsam vielleicht, aber sicher, auch der gegenwärtigen Schwierigkeiten Herr werden.

Die Krankheit des Kaisers von Japan.

Falsche Todesgerüchte. — Die Teilnahme Amerikas.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

London, 23. Mai.

Heute früh lief hier die Nachricht ein, daß der Kaiser von Japan gestorben sei. Einzelheiten wurden nicht mitgeteilt. Die Nachricht, deren Ursprungsort die japanische Kolonie in San Francisco ist, wurde inzwischen dementiert. Es wird jetzt im Gegenteil gemeldet, daß Kaiser Joshihito eine ruhige Nacht verbracht hat.

Yokohama, 23. Mai. (W. T. B.) Heute nacht gingen hier wilde Gerüchte, daß der Kaiser von Japan in Lebensgefahr schwebe. In der Lungenentzündung des Kaisers ist eine Besserung eingetreten; die Erkrankung ist nur bedenklich wegen seiner schwachen Konstitution.

Die antimilitaristische Sorge Frankreichs.

Anatole France' Anklage gegen die Minister.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 23. Mai.

Es scheint, daß in der antimilitaristischen Bewegung das Schlimmste vorläufig vorüber ist. Die Kundgebungen werden immer seltener und unscheinbarer. Allerdings könnte es vielleicht in Paris selbst am Sonntag doch noch etwas lebhafter werden. Die Regierung hat bekanntlich die Kundgebung auf dem Père-Lachaise verboten. Die Gesellschaft, die diese alljährliche Kundgebung leitet, die Confédération de la Seine, ruft für heute abend die Mitglieder zu einer außerordentlichen Beratung zusammen. Aus Tarbes bei Bordeaux wird heute gemeldet, daß dort an den Mauern der Stadt Plakate angeschlagen wurden, auf denen die Soldaten zum Widerstand gegen die Zurückbehaltung der Klasse aufgefordert werden. In Nancy hat man Zettel gefunden, auf denen geschrieben steht: „Soldat! Du sollst die dreijährige Dienstzeit nicht leisten! Die Arbeiterklasse erlaubt es nicht" Auf anderen Blättern steht: „Soldat! In deinem Dorfe wartet der Pflug auf Dich! Nieder mit den drei Jahren!" Der Mann, der diese Zettel verteilte, oder an die Mauern anschlug, ist verhaftet worden. Er ist ein stellungsloser Arbeiter, der der Arbeitsbörse in Nancy angehört. Bei der Untersuchung erklärte er, daß er die Zettel bereits vor einigen Wochen erhalten habe. Merkwürdig ist, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die bürgerlichen Anstifter, die man vermutet, zu fassen. Das ist um so bedauerlicher, als diese Leute ganz offen und ungeniert gewirkt zu haben scheinen. Die Untersuchung wird sehr eifrig geführt, denn die Kammer wird ungeduldig, und möchte mit ihren Interpellationen herauskommen. Doch ist der Kriegsminister Etienne vorläufig noch durch die Beratung des Militärbudgets im Senat zurückgehalten. Die Zeitungen hatten gestern gemeldet, daß der Oberstleutnant Vetter in Toul bei Gelegenheit der Beerdigung eines Soldaten alle Schuldigen begnadigt habe. Man hört jetzt, daß diese Nachricht unrichtig gewesen ist. Vetter läßt in den Zeitungen erklären, daß er durchaus nicht sich einer so unklaren Handlung schuldig gemacht habe. Er habe nur gesagt, daß nach Bestrafung aller Schuldigen den Soldaten der gewünschte Urlaub erteilt werden könne. Ein Mitarbeiter der „Humanité" hat dieser Tage Anatole France über seine Meinung ausgefragt. Der große Schriftsteller hat nicht gezaudert, die Schuld für alle diese bedauerlichen Vorkommnisse der letzten Tage der Regierung zuzuschreiben. Er spricht diese Anklagen mit einer Heftigkeit und einem Temperament aus, die man bei dem scheinbar so kühlen und skeptischen Manne nicht erwartet hätte. Anatole France sagte dem Berichte der „Humanité" zufolge u. a.: „Jetzt mehr als je protestiere ich gegen das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit, das man nicht entschuldigen kann. Es ist das ein Geschenk, das ein reaktionäres Ministerium aus den Händen der Nationalisten erhalten hat. Wenn es angenommen werden und wenn es angewendet werden sollte, so wäre es für unser Land nicht eine neue Kraft, es wäre eine Schwäche. Gewiß, eine Reorganisation der militärischen Kräfte Frankreichs und gleichzeitig eine vollkommenere Form des Generalstabes werden notwendig. Aber die Weisheit sollte uns erzählen, diese Reorganisation auf der Basis des Gesetzes vom Jahre 1905 durchzuführen. Wie alle zugeben, ist dieses Gesetz niemals angewendet worden, und wir müssen die Reformen durchführen mit Offizieren, die die Fähigkeit und den Willen zum Handeln haben. Was die militärischen Zwischenfälle, die jetzt gleichzeitig an so weit auseinander liegenden Punkten vorkommen, was diese Erregung und Gärung in fast allen Garnisonen betrifft, so kann ich Ihnen nur die verantwort-

Zwischen Kuppeln und Säulen.

Die Breslauer Jahrhundertausstellung.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

Breslau, im Mai.

Wenn ich, selbst halb ein Fremder, einen Fremden durch die Breslauer Jahrhundertausstellung zu geleiten hätte, so führte ich ihn auf die Höhe eines der milde gespannten Brückenbogen, die das Heilige und das Profane dieser Veranstaltung verbinden, und gewährte ihm zuerst den großen Rundblick über das Ganze, auf Türme, Giebel, Kuppeln, Säulen und wimmelnde Menschen. Von dieser Höhe sieht man gut, wie groß und vornehm die Ausstellung ist, und man sieht auch, daß selbst der profane Teil, dieser nach Osten gelegene große Vergnügungspark, in seinen Bauten nicht so wild und wüst, so grell und anreißerisch ist, wie sonst andere Rummelplätze. Am Abend geht es dort freilich etwas lebhaft zu, alle köstlichen Geheimnisse des Lunaparks sind aufgetan, und in den „Rollenden Fässern" purzeln die Menschen durcheinander. Durch die Zentrifugalkraft, die das treibende Prinzip dieser kreisenden Tonnen ist, wird ihnen vom Leibe gerissen, was nicht ganz fest sitzt, und ich sah eine blühende und bewährte Jungfrau, die tat, was die Urmütter vor hundert Jahren in minderer Fröhlichkeit getan haben: sie opferte ihren Zopf.

Wir ernsthaften Leute aber wenden uns westwärts zum Heiligen, zur Jahrhunderthalle des Stadtbaurats Berg, die bei der Eröffnungsfeier die Probe auf eine richtige Akustik fast völlig gut bestand, zu den Kuppeln der historischen Halle, zu dem überschlichten, sagen wir ruhig, etwas langweiligen Bau des Schlesischen Künstlerbundes, und um den Gegensatz zu den kreisenden Fässern ganz auszukosten, zu jenem stillen Stück Gelände, das der Ausstellung für Friedhofskunst gewidmet ist. Ich finde die Idee hier besser als manches in der Ausführung. Die Kunst, sich begraben zu lassen, ist ja so alt wie die Menschheit selbst; aber es in Schönheit zu tun, war lange vergessen worden. Erst neuerdings werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß es Marmor und Bronze nicht allein machen, und daß die stolzen Paläste, die manche über den bescheidenen Resten ihrer Unvergeßlichen, oft schnell Vergessenen auftürmen, noch keinen Platz in Walhalla sichern. Aber besonders verwahrlost ist das Grab des kleinen Mannes, und hier bringt diese Ausstellung Ansätze, die sich gut entwickeln können. Man putzt und tüftelt noch ein wenig viel, doch sieht man auch Steine voll Würde und Erschwinglichkeit, welche die Menschen, die unter ihnen liegen, mit keiner falschen Vorspiegelung belasten. Für die Urnen, din man vielfältig sieht, gilt dasselbe, und das Hübscheste, wenn auch nicht blind nachzuahmen, ist der kleine von Theo Effenberger entworfene Dorffriedhof mit seinen Tafeln, Kreuzen, Schildern, die oft so unmittelbaren Schmerz verkünden und eine so beneidenswert simple Ergebenheit in das Schicksal. Auch die oberschlesische Schrotholzkirche, die im Innern von Kunstschülern ausgestattet wurde, ist ein freundliches und instruktives Baudenkmal. Vor dem Thema des Todes hat natürlich auch die Gärtnerei nicht Halt gemacht, und sie überblüht das Häßliche, das wir, um es ertragen zu können, unter Blumen verstecken müssen, mit allen Reizen ihrer in jedem Monat neuen Kunst.

Ich habe schon davon erzählt, wie diese ganze Jahrhundertausstellung im Grünen eingefriedigt ist, und jeder Gang durch das Gelände ist von neuem eine aufrichtige Freude. In größter Vielfältigkeit haben die Blumen und Obstzüchter ausgestellt, wissenschaftliche und Handelsgärtner mit jeglicher Industrie, die dazu gehört, zeigen ihre Arbeit, Lauben und Landhausanlagen machen die Natur bequem, Hecken dehnen sich, Brümnlein springen, Spalierobst klettert, eine besondere Ausstellung von Kolonialpflanzen führt nach den Tropen hinüber, Felsen- und Staudengärten, botanische Schulanlagen zeigen eine Fülle belehrsamer Reize. Und wenn im Juni die Rosen kommen, dann wird die Fee dieser Ausstellung im „Rosengarten" die große Cour der bewundernden Menschheit entgegennehmen, und der Duft von Schiras wird über ihrem Geschmeide von hunderttausend Blüten liegen.

Der Schlesische Künstlerbund läßt in seinem flachen, durch keine Eigenart ausgezeichneten Ausstellungshaus eine Zahl moderner Arbeiten, etwas Graphik und Kunstgewerbe und eine historische Zusammenstellung sehen. Zu diesem Bunde gehören viele, die längst nicht mehr Schlesien allein gehören, und man wird hier eine besondere schlesische Note nicht finden. Nur in der Wahl der Stoffe tritt der Ursprung dieser Künstlergruppe da und dort ans Licht. Schlesische Landschaften und Volkstypen werden sichtbar, und noch weiter nach südöstlichen Gefilden schiebt sich mit Karpathenbildern der kräftige, etwas demonstrative Friedrich Pautsch vor. Einige in Breslau bekannte Porträtmaler zeigen die Bildnisse ihrer Landsleute, aber der Hauptklang geht von Künstlern aus, die längst schon außerhalb Breslaus bekannt und bewertet worden sind. Ich nenne nur Fritz Erler, Graf Ferdinand v. Harrach, Graf Kalckreuth, Leonhard Sandrock, Max Schlichting, Eugen Spiro. Sehr schön ist ein im Besitz der Stadt befindlicher „Amor auf dem Pegasus" von Theodor v. Gosen; Hans Poelzig zeigt seinen Bismarckentwurf für Bingerbrück, Theo Effenberger Hausmodelle und Stadtbaurat Berg seine Bebauungspläne für Breslau, für eine Landhausbesiedelung der nahen Gemeinde Zobten und, nicht zu vergessen, für Groß-Berlin. Erinnerungsvoll und ein wenig gerührt stehen ältere Breslauer in dem Saal der altschlesischen Maler mit Landschaften und Porträts aus Privatbesitz. Otto Kreyer, Emil Brehmer, Volkmann und Ernst Resch waren die ruhigen Porträtisten eines ruhigen Patriziertums, von dem jung verstorbenen Alfred Graetzer sieht man schöne Landschaften, und der eigentliche Landschafter Schlesiens, Adolf Dreßler, zeigt hier noch einmal seine poetischen Verklärungen der heimatlichen Flur.

Es kann meine Aufgabe nicht sein, alle Einzelheiten dieser Breslauer Ausstellung aufzuzählen. Allein in der historischen Ausstellung, deren Gesamteindruck ich schon verfucht habe wiederzugeben, und die auf das Publikum mit Recht eine ganz starke Anziehungskraft ausübt, ist ein ungeheures Material vom Größten bis zum Kleinsten aufgehäuft. Der Spezialkatalog soll noch erscheinen, aber für den Nichtgelehrten gibt der im Verlag Rudolf Mosse, Breslau-Berlin, erschienene, vortrefflich angeordnete „Führer durch die gesamte Ausstellung, durch Breslau und Umgegend" reichliche Anhaltspunkte. Der Sinn dieser riesenhaften Sammlung wird vollkommen erreicht: aus den vielfältigsten Urkunden der Epoche um 1813, aus Schmerzlichem und Erhabenem, ihren Geist noch einmal erstehen zu lassen. Wir verlassen diese Säle wirklich mit Ergriffenheit. Ohne uns in jenen Lärmpatriotismus hineindrängen zu lassen, der mit Gefühlen an der politischen Börse handelt, spüren wir aus der Fülle und Buntheit der Bilder den herben Geschmack, die Schwermut, die Aufrichtung einer hochatmenden Zeit.

Natürlich klingt, alles zusammengefaßt, die Siegesfanfare etwas grell. Die Geschütze donnern, der Feind sinkt, um alle Säulen windet sich der Kranz. Waffen starren, historische Orden blitzen, und ein Rest von Panoptikum war nicht zu vermeiden. In diesen Schlachtenbildern ist der Heroismus der ganzen Zeit zusammengedrängt. Kein Kavalleriegaul, der nicht majestätisch in die Luft stiege, als ob er den Kriegsgott selber trage. Das symbolische Ornament feiert Triumphe, und die Feldherren rasen höchst disziplinwidrig mit unbedecktem Haupt daher, damit der Sturm der Schlacht ihre Heldenlocken zerwühle. Aber das alles ist doch auch das Abbild einer Reihe von Jahren, die in Siedehitze überliefen und ungeheure Aengste in ungeheuren Festjubel verwandelten. Die Trophäenmaler waren genügend herausgefordert durch die Vergöttlichung, die von ehrlichen Be-